

TIM WEAVER
Erkenne deine Schuld



GOLDMANN
Lesen erleben

Buch

Leonard Franks genießt nach einer musterhaften Karriere bei der Londoner Polizei seinen Ruhestand. Er hat sich mit seiner Frau im einsamen Dartmoor ein kleines Häuschen gekauft, wo sie ein beschauliches Leben führen. Doch eines Abends findet diese Idylle ein jähes Ende. Leonard geht kurz nach draußen, um Feuerholz zu holen – und kehrt nicht wieder zurück. Verzweifelt wendet sich seine Familie an David Raker, Spezialist für Vermisstenfälle, ein Mann, der bekannt dafür ist, Licht ins Dunkel zu bringen. Dieses Mal jedoch führen ihn seine Ermittlungen zu einem Geheimnis, das seit Jahrzehnten gehütet wird, und in ein Leben, das nicht so harmlos und unschuldig war, wie allgemein angenommen. Und Raker muss sich schließlich fragen, ob manche Dinge nicht lieber im Dunkel bleiben sollten ...

Weitere Informationen zu Tim Weaver
sowie zu lieferbaren Titeln des Autors
finden Sie am Ende des Buches.

Tim Weaver

Erkenne
deine Schuld

Thriller

Übersetzt
von Karin Dufner

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2014
unter dem Titel »Fall from Grace«
bei Penguin Books, London

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House fsc® N001967
Das fsc®-zertifizierte Papier *Pamo House* für dieses Buch
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juni 2015

Copyright © der Originalausgabe 2014 by Tim Weaver

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische

Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Umschlaggestaltung: UNO Werbeagentur, München

Umschlagmotiv: Roy Bishop/Arcangel Images; FinePic®, München

Redaktion: Ilse Wagner

MR · Herstellung: Str.

Satz: omnisatz GmbH, Berlin

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48268-9

www.goldmann-verlag.de

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz:



Für Sharlé

TEIL EINS

1978

1

Sie brauchten etwa eine Stunde bis zum Strand, eine kleine, hufeisenförmige Bucht an der Südspitze des Landkreises. Der Vater hatte schon früh aufbrechen wollen, um nicht auf dem winzigen Parkplatz um eine Lücke kämpfen zu müssen. Außerdem hatte ihm jemand im Dorf erzählt, fünf dieser Plätze, direkt unter einer gewaltigen, zwanzig Meter hohen Felswand gelegen, befänden sich den ganzen Tag im Schatten. Bei ihrer Ankunft stellten sie fest, dass zwei der begehrten Plätze noch frei waren. Der Vater trommelte triumphierend aufs Lenkrad des Hillman Avenger und begann, vor sich hin zu pfeifen. Seine Frau neben ihm auf dem Beifahrersitz lächelte.

»Offenbar bist du durch und durch glücklich.«

»Ist es zu früh für ein Eis?«

Sie verdrehte die Augen. »Wir haben gerade erst gefrühstückt.«

»Das war vor über einer Stunde«, witzelte er. Nachdem er geparkt und den Motor abgestellt hatte, schaute er hinter sich auf den Rücksitz. Sein Sohn kniete auf dem Polster, presste die Finger an die Scheibe und blickte auf die Bucht hinaus.

»Wie findest du es hier, mein Junge?«

»Sind da Felsen zum Klettern, Dad?«

Der Vater lachte. »Ja, mein Sohn, da gibt es auch Felsen zum Klettern.«

Es herrschte Ebbe, die einen Streifen gewellten Sand-

strand zurückgelassen hatte. Jenseits der Sandfläche war das Wasser so klar wie Glas. Der Großteil davon wurde von der sanft geschwungenen Bucht umfassen, der Rest strömte hinaus in den Ärmelkanal, wo es, wie der Junge dachte, aussah, als habe die Welt kein Ende. Aufgeregt half er seinem Vater, die beiden Liegestühle und alles mitgebrachte Essen zum Strand zu schleppen, kehrte zurück, um Eimerchen und Schaufel zu holen, und lief dann zum Ufer. Seine Mutter rief ihm nach, er solle sich nicht zu weit entfernen, woraufhin er antwortete, das werde er bestimmt nicht tun. Während der Vater alles aufbaute, beobachtete die Mutter den Jungen, dessen Fußspuren bis hinunter zum Meer führten.

»Er ist so erwachsen geworden«, stellte sie fest.

»Er ist erst acht Jahre alt, Marie.«

»Ich weiß.« Sie verstummte und sah zu, wie der Junge einen Zeh ins Wasser steckte. »Aber findest du nicht, dass die Zeit so schnell vergeht? Hast du nicht auch den Eindruck, dass es erst gestern war, als die Schwestern ihn mir zum ersten Mal in den Arm gelegt haben? Und schau ihn dir jetzt an.«

»Er macht sich prima.«

»Ja, richtig. Damit wollte ich nicht sagen, dass ihm etwas fehlt. Ich meine nur ... ehe wir uns versehen, wird er verheiratet sein und selbst Kinder haben. Vielleicht zieht er sogar weg von hier.«

»Natürlich wird er das.«

»In dieser Gegend hat er keine Zukunftsperspektive, Tom.«

»Was redest du da? Er wird den Betrieb übernehmen.«

»Das will er aber nicht.«

»Er ist erst acht.« Der Vater trat hinter seine Frau und legte ihr die Arme um die Taille. »Er weiß noch nicht, was er will. Als ich acht war, wollte ich Astronaut werden.«

»Ich möchte nur nicht, dass er uns vergisst.«

Er küsste seine Frau auf die Wange. »Seine alte Mum vergisst er schon nicht.«

Am Ufer drehte sich der Junge zu ihnen um und winkte sie zu sich her. »Mum!«, schrie er. »Mum, komm und schau dir das an!«

»Siehst du?«, meinte der Vater. »Hab ich's dir doch gesagt.«

Wieder lächelte sie, küsste ihren Mann auf die Wange und ging aufs Ufer zu, wo ihr Sohn, einen Fuß im Wasser, stand und auf etwas jenseits des Randes der Bucht deutete. Als sie seinem Blick folgte, konnte sie anfangs nicht feststellen, was seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Doch dann tauchte es ganz von allein draußen auf dem Ärmelkanal auf wie ein einsames Schiff, das auf den Wellen trieb.

Die Insel.

Sie hatte versucht, nicht daran zu denken, wie nahe sie hier war.

»Was ist denn los, Schatz?«

Allerdings kannte sie die Antwort schon. Die Insel ragte wie eine Rückenflosse aus dem Wasser, ein schroffes Stück Land, etwa einen halben Kilometer vor der Küste – klobig, schartig, unheilverkündend. Selbst aus dieser Entfernung, umspült von dem im Licht funkelnden Wasser und von einer grellen Sonne beschienen, hatte sie etwas Düsteres an sich; all die Geschichten, die sie zu erzählen wusste, und all die Erinnerungen, die sie gerne vergessen hätte.

Unwillkürlich legte die Frau ihrem Sohn die Hand auf die Schulter.

»Was ist das da?«, fragte der Junge.

Sie spähte über den Ärmelkanal, unsicher, was sie darauf erwidern sollte.

»Mum?«

»Das ist ... das ist, äh ...«

»Was ist das?«, beharrte der Junge. »Was ist das, Mum?«

Ganz langsam und automatisch zog sie ihn an sich und drückte ihn an ihre Hüfte. »Das ist ein schlimmer Ort, mein Schatz, ein ganz schlimmer Ort.«

2013

2

Das Haus mit der Adresse, die man mir gegeben hatte, blickte auf ein Eisenbahnstellwerk in Pimlico. Das zweistöckige Gebäude bestand aus dem typischen Londoner Backstein und befand sich etwa einen halben Kilometer entfernt vom Bahnhof Victoria und unweit der Themse. Nirgendwo gab es ein Firmenschild, und die Fenster waren dunkel, sodass es auf den ersten Blick verlassen wirkte. Nur, dass das nicht stimmte. Beim Näherkommen stellte ich fest, dass die Haustür aus massivem Holz frisch mattblau lackiert war. Darüber hing eine Überwachungskamera, das Objektiv auf den Eingang gerichtet. In eine Nische neben der Tür war ein Zahnfeld mit einer Gegensprechanlage eingelassen. Ich klingelte einmal und wartete.

Von meinem Standort aus betrachtet, verschwand der Großteil des Flusses hinter den rostigen Metallpfeilern einer Eisenbahnbrücke. Allerdings konnte ich dazwischen eine Karawane von Touristenschiffen beobachten, die gemächlich durch das Wasser pflügten. Da es kurz vor Weihnachten war, blinkten in allen Fenstern Lichterketten, und einige der Touristen, die an Deck der winterlichen Kälte trotzten, trugen Nikolausmützen. Ansonsten schien eine eigenartige

Stille über dem Morgen zu liegen, eine graue Schicht, so als sei die ganze Stadt in den Winterschlaf gefallen.

Einige Sekunden später piepste die Gegensprechanlage, und die Tür löste sich mit einem dumpfen Geräusch vom Rahmen. Dahinter erstreckte sich ein kurzer Flur mit gebohnertem Eichenboden und einem großen Bogenfenster, durch das sich das Licht auf Wände und Decke ergoss. Alles war in demselben neutralen Beigeton gestrichen, mit Ausnahme von zwei blauen Türen am Ende des Flurs und einer Marmortheke auf der rechten Seite. Dahinter thronte eine elegant gekleidete Frau von Anfang zwanzig.

»Mr Raker?«

Ich nickte. »Sind Sie Hellseherin?«

Lächelnd griff sie unter die Theke und förderte ein Besucherbuch zutage. »Man hat mir angekündigt, dass Sie etwa um diese Zeit hier sein würden«, erwiderte sie und legte einen Füllhalter oben auf den Buchdeckel. »Wenn Sie sich bitte mit Datum eintragen könnten? Dann zeige ich Ihnen den Weg.«

Ich unterschrieb. »Heute ist der zwölfte Dezember, richtig?«

»Richtig, Sir.«

Als ich fertig war, wies sie auf die erste blaue Tür.

»Bitte hier entlang. Dort befinden sich unsere Besprechungszimmer. Sie müssen in Raum Dickens. Nach Ihrem Treffen können Sie natürlich gerne unser gastronomisches Angebot nutzen. Die Bar ist im Untergeschoss, und die zweite Tür hier führt in unser Restaurant. Die Küche ist zwischen zwölf und sechzehn Uhr geöffnet. Allerdings müssen Sie dazu in Begleitung Ihres Gastgebers sein, denn wir bedienen nur Gäste, die mit einem Mitglied speisen.«

»Okay.«

»Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Mr Raker?«

»Nein, alles bestens.«

Ich trat durch die erste blaue Tür.

An einem weiteren Korridor lagen noch einmal acht Türen, vier auf jeder Seite. Sie waren alle geschlossen und mit Messingplaketten versehen. Jeder Raum war nach einem britischen Schriftsteller benannt, Dickens war der vierte links. Auf meinem Weg den Flur entlang konnte ich Stimmengewirr aus einem der Räume hören. In den anderen war es totenstill. Ich klopfte zweimal an die Tür von Dickens.

»Herein.«

Das Besprechungszimmer war klein und tadellos in Ordnung: noch mehr Eichenparkett, schokoladenbraune Wände, ein vier Meter langer Tisch und Fenster vom Boden bis zur Decke, die auf einen makellos gepflegten Garten führten. Darüber konnte ich gerade noch die Eisenbahnbrücke ausmachen. Ansonsten war es leicht zu vergessen, dass das Gebäude von Industriebauten und Straßen umzingelt war.

»Mr Raker.«

DCI Melanie Crow erhob sich von ihrem Platz am Kopf des Tisches. Vor ihr befanden sich ein Laptop und eine zugeklappte Akte. Sie umrundete den Tisch, um mich zu begrüßen. Nachdem wir einander die Hand geschüttelt hatten, schob sie die Tür zu und forderte mich auf, Platz zu nehmen. Ich setzte mich und zog die Jacke aus.

»Möchten Sie etwas trinken?«, fragte sie.

»Wasser wäre nett. Vielen Dank.«

Crow war Mitte vierzig und schlank und trug einen praktischen Kurzhaarschnitt. Sie hatte einen kühlen, unergründlichen Blick. Kein Schmuck, bis auf den Ehering. Niemals Röcke, nur Hosen, und die immer in den gleichen gedeckten Farben. Sie war ruhig und gefasst und nicht leicht zu knacken, allerdings nicht gefühllos. Sie besaß Menschenkenntnis und verstand, wie ihre Zeitgenossen tickten. Bis

jetzt hatten wir noch nie zusammengearbeitet. Unser Kontakt beschränkte sich auf eine Reihe heftiger, häufig erbittert geführter Auseinandersetzungen. Dennoch bewunderte ich sie. Die Frage, ob das auf Gegenseitigkeit beruhte, hätte ich beim besten Willen nicht beantworten können.

Während sie zu einer Kommode auf der anderen Seite des Raums ging, wo ein Krug Eiswasser und einige Gläser warteten, entstand beklommenes Schweigen zwischen uns.

Vielleicht war das nicht weiter erstaunlich. Immerhin verdiente ich meinen Lebensunterhalt mit dem Auffinden vermisster Personen und hatte Craw im Rahmen dieser Tätigkeit kennengelernt. Sie war die ermittelnde Beamtin in einem Fall gewesen, der mich beinahe das Leben gekostet hätte: Der Mann, den wir beide suchten, hatte mir ein Messer in die Brust gerammt und mich auf einem schattigen Friedhof zum Sterben liegen lassen. Das Glück oder der Zufall – vielleicht auch beide – hatte es gewollt, dass ich entdeckt worden war. Vier Wochen hatte ich, an Schläuchen hängend, in einem Krankenhausbett verbracht und die nächsten vier Monate damit, in dem alten Haus, das meine Eltern mir im Süden von Devon vermacht hatten, nach dem Anschlag wieder auf die Beine zu kommen.

Und außerdem darüber nachgedacht, ob ich überhaupt nach London zurückkehren wollte.

Zu guter Letzt hatte ich es doch getan. Nicht nur, weil mich mein Beruf ohnehin immer wieder in diese Stadt führte, sondern weil ich mich, als die körperlichen Schmerzen abgeklungen waren, endlich den Erinnerungen an diesen Zwischenfall stellen musste. Und diese Erinnerungen waren nun einmal alle mit London verknüpft. Als Melanie Craw mir ein Glas Wasser reichte, fragte ich mich, ob in ihr während der letzten achtzehn Monate wohl ein Wandel vorgegangen war. Bei mir hatte sich so manches verändert.

Also erschien es mir unmöglich, dass sie von alledem unberührt geblieben sein könnte.

»Danke, dass Sie gekommen sind«, sagte sie. »Wie ich sehe, haben Sie gut hergefunden.«

»Von außen wirkt das Gebäude verlassen.«

Lächelnd nahm sie Platz. »Vermutlich ist es deshalb so beliebt.«

»Sind Sie hier Mitglied?«

»Durch meinen Mann. Diese Clubs ... tja, wahrscheinlich brauchen Männer so etwas. Ich verstehe es zwar nicht wirklich, aber er hat seinen Spaß daran. Und ich finde, dass er sich ausgezeichnet für solche Treffen eignet.«

»Was für Treffen?«

Sie nickte. »Ich wollte Ihnen einen Auftrag anbieten.« Offenbar war ihr meine überraschte Miene nicht entgangen. Wieder nickte sie, als wolle sie mir die Befangenheit nehmen, und schob die Akte zu mir herüber.

Ich schaute zwischen ihr und dem Aktendeckel hin und her.

»Sie sollen für mich jemanden suchen.«

Ich konnte mir ein Schmunzeln nicht verkneifen. Die Geschichte, wie ich mir Feinde bei der Londoner Polizei gemacht hatte, war lang und bewegt. Craw gehörte auch zu denen, die eigentlich nicht auf der Liste meiner Fans standen, was nicht daran lag, dass ich ihr absichtlich das Leben schwergemacht hatte. Es war eben einfach Berufsrisiko, und irgendwann hatte ich mich mit den Kollateralschäden abgefunden. Schließlich übte ich diesen Beruf nicht aus, um Freundschaften zu schließen, sondern um die Vermissten nach Hause zu bringen.

»Ihre Vorgesetzten werden das sicher gar nicht gerne hören«, merkte ich an.

»Nun, da haben Sie recht.«

»Warum bin ich also hier?«

»Es ist keine Polizeiangelegenheit.«

Ich musterte sie und bekam sofort Zweifel an ihren Absichten. Die Vorstellung, dass Craw mich – auch wenn die Zeit die Erinnerungen an unsere letzte Begegnung ein wenig verklärt haben mochte – um Hilfe bat, erschien mir völlig absurd. Ich hätte eher vermutet, dass sie sich mit Händen und Füßen gegen ein solches Ansinnen gesträubt hätte, auch wenn es um ihr Leben gegangen wäre. Doch ihre Miene war völlig reglos. Nichts wies darauf hin, dass sie Spielchen mit mir trieb.

Also schlug ich die Akte auf.

Ein Mann von Anfang sechzig blickte mir entgegen. Sein Foto war an die erste Seite einer Vermisstenanzeige geheftet. Er saß an der Kante eines Felsens, irgendwo in einer Moorlandschaft. Hinter ihm in der Ferne erstreckte sich ein großes grünes Tal. Das Foto schien beschnitten zu sein: Am Rand waren die Umrisse einer zweiten Person zu erahnen. Unten auf dem Foto konnte ich die Ecke eines Rucksacks erkennen. Sein Name war Leonard Franks.

Er wurde seit dem 3. März vermisst.

Franks war zweiundsechzig Jahre alt, eins dreiundachtzig groß und hatte graues Haar und blaue Augen. Allerdings wusste ich, dass man ihn anhand seiner Personenbeschreibung inzwischen sicher nicht mehr wiederfinden würde. Wenn man Menschen aus ihrem Alltag riss, veränderten sie sich äußerlich meistens sehr schnell. Manchmal freiwillig, manchmal gezwungenermaßen. Und wenn ihr Verschwinden schon so lang zurücklag, waren sie für gewöhnlich nicht mehr in der Lage, Entscheidungen irgendwelcher Art zu treffen. Denn die meisten von ihnen verrotteten mittlerweile in irgendeinem Erdloch und warteten darauf, entdeckt zu werden. Obwohl ich den Familien, für die ich arbeitete,

nicht die Hoffnung rauben wollte und meine Ermittlungen stets unter der Voraussetzung betrieb, dass das Opfer noch lebte, war Franks nun schon seit neun Monaten fort. Und nach diesem Zeitraum ging es bei der Suche nicht mehr um das Aussehen des Betroffenen. Sondern um sein Denken. Sein Verschwinden an sich. Seinen Grund zu gehen.

Sein letztes Ziel.

Ich warf einen Blick auf die Adresse. »Er hat in Postbridge gewohnt?«

»Ja, etwa anderthalb Kilometer nördlich davon.«

Das war mitten im Herzen von Dartmoor, etwa fünfzig Kilometer entfernt von dem Dorf, in dem ich aufgewachsen war. Doch als ich mich wieder seiner Personenbeschreibung widmete, stellte ich fest, dass er ursprünglich aus London stammte und sein gesamtes Leben in dieser Stadt verbracht hatte.

»Hat er sich in Devon zur Ruhe gesetzt?«

Wieder nickte sie. »Vor zwei Jahren.«

Als ich den Rest der Akte durchblätterte, stieß ich auf die Information, dass er Polizist gewesen und mit sechzig Jahren im Rang eines Detective Chief Superintendent in der Abteilung Mord und Kapitalverbrechen pensioniert worden war. Das war eine hohe Position, und er schien beträchtliches Ansehen genossen zu haben. Laut Akte hatte er bereits im Alter von fünfundfünfzig, nach dreißig Dienstjahren, einen Antrag auf Frühpensionierung gestellt, war aber vom stellvertretenden Polizeichef gebeten worden, noch eine Weile zu bleiben.

»Wie ist er denn verschwunden?«, erkundigte ich mich.

»Er und seine Frau haben in einer Art altem Jagdhaus gewohnt«, erwiderte Craw. »Neben dem Haus gab es einen Schuppen für Brennholz und dahinter noch einen für das Werkzeug. Sonst war da nicht viel. Die beiden haben dort

oben ziemlich zurückgezogen gelebt. Bis zu den nächsten Nachbarn waren es etwa anderthalb Kilometer. In alle Richtungen nichts als unbewohnte Moorlandschaft. Es war so still, dass man ein Auto schon kommen hörte, fünf Minuten, bevor man es sah.«

Sie betrachtete über den Tisch hinweg das Foto von Franks.

»Jedenfalls saßen die beiden am späten Nachmittag vor dem Kaminfeuer. Als es allmählich herunterbrannte, hat sie ihn gebeten, noch etwas Holz hereinzuholen. Es war Anfang März, also noch ziemlich kalt, insbesondere im Moor. Dann hat sie den Wasserkessel aufgesetzt und jedem von ihnen ein Stück Kuchen abgeschnitten, während er raus in den Holzschuppen ging. Das hatte er schon tausendmal getan; der Schuppen befand sich direkt am Ende der Veranda, nur knapp drei Meter neben der Haustür.« Sie hielt inne und blickte mich an. »Nur, dass er diesmal nicht zurückgekommen ist.«

Ich verzog zweifelnd das Gesicht. »Er ist zum Holzschuppen gegangen und ward nicht mehr gesehen?«

»Richtig.«

»Wo ist er abgeblieben?«

Sie zuckte die Schultern.

»Hat seine Frau ihn gesucht?«

»Ja.«

»Und sie hat ihn nicht gefunden?«

»Da es noch nicht dunkel war, hatte sie in alle Richtungen gute Sicht. Keine Autos. Keine Menschen. Sie waren ganz allein. Es war, als hätte er sich einfach in Luft aufgelöst.«

Mein Blick fiel auf das Foto von Franks. Und als ich sein Gesicht musterte, stach mir zum ersten Mal etwas ins Auge. Eine äußerliche Ähnlichkeit.

»Also, wer ist er?«, fragte ich.

»Sein Name ist Leonard Franks.«

»Nein, ich meinte, was bedeutet er Ihnen?«

Kurz hielt sie inne, die Augen noch immer auf das Foto von Franks gerichtet und die Hände auf den Tisch gestützt.

»Er ist mein Vater«, sagte sie leise.

3

Craw saß völlig reglos da.

»Dad hätte mit fünfundfünfzig in Pension gehen sollen, wie er es eigentlich vorhatte. Aber sie haben ihm viel Geld geboten, falls er noch verlängert. Und tief in seinem Innersten befürchtete er vermutlich, er könnte sich im Ruhestand langweilen. Er kannte nichts anderes als die Londoner Polizei. Sie war sein ganzes Leben. Also hat er zugestimmt und sich für weitere fünf Jahre verpflichtet.« Sie sah mich an. Anfangs wirkte sie noch unbeteiligt, doch dann zuckte sie die Schultern, und ich erkannte an ihrer Miene, dass sie Franks' Entscheidung nicht billigte. »Achtzehn Monate später fing er an, es zu bereuen. Er wollte keinen Rückzieher machen, dazu war er einfach nicht der Typ. Er ließ seine Kollegen nicht hängen. Aber mit der Zeit gefiel es ihm in London immer weniger. In den letzten Jahren hat er sich nur noch beschwert: der ständige Lärm, die vielen Leute, das Gedränge in der U-Bahn, die politischen Verhältnisse in der Stadt. Irgendwann hat er nur noch die Tage bis zum sechzigsten Geburtstag gezählt. Und dann haben er und Mum sofort ihre Zelte abgebrochen und sind weggezogen.«

»Warum Devon?«

Wieder zuckte sie die Schultern. »Sie fanden es schon immer schön dort.«

»Haben Sie Verwandtschaft in der Gegend?«

»Nein.« Einen Moment in Erinnerungen versunken, strich sie mit dem Finger über die Kante ihres Laptops. Kurz wurde ihr Gesichtsausdruck weicher, da sie wahrscheinlich an ihren Vater dachte. Dann jedoch zeigte sich ein Anflug von Schmerz darin. »Vor etwa einem Jahr ist Dad mit einem Mann ins Gespräch gekommen, der erst vor Kurzem mit seiner Frau ins Dorf gezogen war. Derek Cortez. Die beiden haben sich angefreundet, und es stellte sich heraus, dass Cortez auch bei der Polizei gewesen war: Er hatte lange Zeit die Kriminalpolizei in Plymouth geleitet. Er hat Dad erzählt, er sei zwar im Ruhestand, arbeite aber noch manchmal als Berater für die CCRU.«

Ihr war klar, dass ich die Bedeutung dieser Abkürzung kannte: *Criminal Case Review Unit* – also die Abteilung, die sich mit ungeklärten Mordfällen befasste.

Ungeklärte Fälle.

»Cortez hat die Akten durchgearbeitet«, fuhr sie fort, »der Polizei seine Einschätzung mitgeteilt und sich so ein kleines Zubrot verdient. Alles absolut legal. Wir in London halten es genauso.« Ihre Hände wanderten in Richtung Wasserglas. Sie zog es zu sich heran, trank jedoch nicht. »Wahrscheinlich können Sie sich denken, was dann kam. Cortez meinte, wenn Dad Lust habe, werde er mit jemandem bei der Polizei von Devon und Cornwall sprechen und fragen, ob er mit von der Partie sein könne. Sicher hat Dad spontan abgelehnt, denn er war ja schon zwei Jahre im Ruhestand und ziemlich zufrieden damit. Allerdings mussten er und Mum die Küche im großen Stil renovieren lassen, weshalb ein kleines Zusatzeinkommen willkommen war. Außerdem waren es alte Fälle, also kein Zeitdruck. Wenn er etwas herausfand, gut, und er konnte alles von der Veranda aus erledigen, ohne in ein Büro fahren zu müssen. Und so hat er Cortez gesagt, er werde ein paar Fälle übernehmen. Wenn

es klappte, werde er weitermachen. Wenn nicht, Schwamm drüber.«

Ich beugte mich vor und machte mir einige Notizen.

Bei meiner Ankunft war es kalt im Raum gewesen. Inzwischen war die Atmosphäre weniger frostig, und an der Wand summte eine Klimaanlage leise vor sich hin.

»Und was geschah dann?«

Sie antwortete nicht, sondern fixierte einen Punkt zwischen uns. Mir schoss eine Erinnerung durch den Kopf, wie wir vor anderthalb Jahren im Haus eines Mörders gesessen hatten. Dieser Moment war wie ein Déjà-vu-Erlebnis, nur wir beide, auf verschiedenen Seiten. Menschen, zwischen denen eine Verbindung bestand und deren Leben miteinander verknüpft waren. Das hier war der Beweis dafür, auch wenn es sonst zu nichts gut sein sollte.

»Als er in Rente ging, war er fünfunddreißig Jahre lang bei der Londoner Polizei gewesen«, sagte sie und flocht vor sich auf dem Tisch die Finger ineinander. »Ich bin jetzt seit neunzehn Jahren dabei. Doch das Komische ist, dass wir nie über die Arbeit gesprochen haben. Das hat uns beiden so gepasst. Dad hat nie einen seiner Fälle mit nach Hause gebracht, weil er sein Leben mit Mum streng von dem im Büro trennen wollte. Und ich wollte mir nicht im Dienst vorhalten lassen, ich würde seinetwegen bevorzugt. Deshalb habe ich meinen Dienst als Streifenpolizistin auch nicht unter dem Namen Franks angetreten. Craw ist der Mädchenname meiner Mutter. Es war besser so. Ich habe nie eine Vorzugsbehandlung erwartet, nein, ich wollte sie nicht einmal. Ich habe meine Karriere gemacht, ohne mich auch nur ein einziges Mal auf Dad *oder* meinen Familiennamen zu berufen.« Sie hielt inne und sah mich an. Ihre Gesichtsmuskeln verspannten sich, als versuche sie, ihre Gefühle zu unterdrücken. »Dann aber geschah etwas Merkwürdiges. An seinem zweiundsechzigsten

Geburtstag, das war am dreiundzwanzigsten Februar, sind mein Mann und ich mit den Kindern hingefahren, um ihn zu besuchen. Und da hat er mit mir über einen Fall geredet, den er angenommen hatte.«

»Was für ein Fall war das?«

»Er hat die Beratungstätigkeit erwähnt, die Cortez ihm vermittelt hatte. Wir waren allein, nur er und ich. Bill, mein Mann, war oben, und Mum und die Kinder lagen schon im Bett. Ich weiß noch, dass ich mich gewundert habe, weil er den Auftrag überhaupt angenommen hatte. Doch noch mehr wunderte mich, dass er das Thema mir gegenüber ansprach. Wie ich schon sagte, haben wir nie über seinen Beruf geredet, bevor er in Pension ging. Und dann, nur wenig später, erzählt er mir von einem Fall, an dem er arbeitet.« Ihr Blick huschte zu dem Foto von ihrem Vater. »Aus irgendeinem Grund hat der ihm wirklich zu schaffen gemacht.«

Sofort las ich zwischen den Zeilen: Franks war fünfunddreißig Jahre lang bei der Polizei gewesen und hatte die gesamte Mordkommission geleitet. Also gab es sicherlich nichts, was ihm fremd war – das Leid, das Menschen einander zufügten, und all ihre düsteren Seiten. Und dennoch hatte es da einen Fall gegeben, der ihm an die Nieren gegangen war. Das passierte jedem Polizisten, und nicht immer bei den grausamsten Fällen. Oder bei denen, die einen am meisten wütend machten. Manchmal biss man sich auch aus anderen Gründen fest.

»Und weshalb machte er ihm so zu schaffen?«

Der Klang meiner Stimme ließ sie zusammenzucken, so als habe meine Frage sie jäh aus ihren Gedanken gerissen. Als sie sich wieder gefasst hatte, wirkte sie fast wieder so abweisend wie sonst. »Genau das ist ja das Problem«, entgegnete sie. »Ich konnte ihm keine Einzelheiten entlocken. Er hat auch kein Opfer erwähnt, sofern es überhaupt eines gab.

Er hat weder Details noch Namen genannt, sondern sagte nur, der Fall wolle ihm nicht mehr aus dem Kopf. Insgesamt hat er vielleicht eine Minute darüber gesprochen – nur, dass das eine Minute länger war, als er je über einen seiner Fälle in London geredet hat.«

»Also gar keine Einzelheiten?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Sie erinnern sich an überhaupt nichts?«

Craw verzog das Gesicht. »Wissen Sie, Sie müssen verstehen, dass Dad sich nicht auf dieselbe Weise mitgeteilt hat wie andere Leute. Bei ihm war es bereits Geschwätzigkeit, auch nur anzudeuten, dass er an einem Fall sitzt. Mich beschäftigt eher, wie er mich angeschaut hat, als er das sagte. Es hätte nicht zu ihm gepasst, Details über sämtliche Fälle auszulaudern, in denen er während der fünfunddreißig Jahre in London ermittelt hat.«

Ratlos verstummte sie. Ich dachte schon, sie würde mir jetzt eröffnen, sie hielt das Ganze doch nicht mehr für eine gute Idee. Aber stattdessen verschränkte sie die Arme.

»Ich kann Ihnen nur sagen, dass ich wegen der Art und Weise, wie er darüber geredet oder, besser, nicht geredet hat, vermutet habe, dass ein Zusammenhang zu einem alten Fall in London bestand. Das hat er zwar nicht ausdrücklich so geäußert, doch ich wurde den Verdacht nicht los. Er klang, als sei ihm die Sache schon vertraut. Aber als ich nachhakte, hat er das Thema gewechselt und alles als unwichtig abgetan. Nicht der Inhalt des Gesprächs ist also der springende Punkt, sondern eher ...« Sie verstummte, wiegte den Kopf hin und her und suchte nach den richtigen Worten. Schließlich fuhr sie sich mit der Hand durchs Haar. »Es war eher sein Tonfall, eine gewisse ... Traurigkeit. Seit neun Monaten sind es nicht seine Worte, die mich nicht mehr loslassen, sondern sein Gesichtsausdruck.«

»Also haben Sie ihn am dreiundzwanzigsten Februar zu seinem Geburtstag besucht. Und dann, acht Tage später, am dritten März, ist er verschwunden?«

Sie nickte. »Ja.«

»Haben Sie eine Kopie von der Akte des Falls, an dem er gearbeitet hat?«

»Nein.«

»Er hatte sie nicht bei sich zu Hause?«

»Nein. Als Mum mich anrief, um mir zu sagen, dass er verschwunden ist, war die das Erste, wonach ich gesucht habe. Ich bin hingefahren und habe das ganze Haus auf den Kopf gestellt, um sie aufzuspüren.«

»Hätte er sie anderswo aufbewahren können?«

»Schon möglich. Aber warum?«

Allerdings kannte sie die Antwort sehr wohl. Genau so wie ich. Doch etwas in ihr sträubte sich gegen den Gedanken, der Inhalt dieser Akte könnte dazu geführt haben, dass Franks nie vom Holzholen zurückgekommen war. Er konnte die Akte aus den verschiedensten Gründen an einem anderen Ort als zu Hause versteckt haben: wegen seiner Frau, um seines Seelenfriedens willen, aus Selbstschutz. Vielleicht hatte die Akte ihn ja in Gefahr gebracht. Vielleicht hatte er auch etwas gelesen, das ihn so belastet und bestürzt hatte, dass er es nicht hatte vergessen können.

Aber war es wirklich wahrscheinlich, dass er daraufhin einfach zur Tür hinausspaziert war und sein Leben, seine Frau, seine Tochter und seine Enkelkinder zurückgelassen hatte? Bei einem Mann mit fünfunddreißig Jahren Polizeierfahrung hielt ich diese Erklärung für ziemlich unwahrscheinlich. Allerdings kannte ich ihn nicht, konnte sie deshalb also noch nicht ausschließen.

Bei jedem Menschen kommt irgendwann der Zeitpunkt, an dem bei ihm eine Saite reißt.

Ich sah Craw an. »Hat Ihr Vater sonst so gewirkt wie immer? Sie hatten keinen Grund, sich Sorgen um ihn zu machen? Ihre Mutter hat nie erwähnt, dass sich sein Verhalten geändert hätte?«

»Sie meinen, ob er Selbstmordabsichten hatte?«

Sie lag mit ihrer Vermutung zwar daneben, doch mir war klar, was sie mir mitteilen wollte: *Dieser Frage bin ich schon nachgegangen, der Punkt ist bereits abgehakt – und die Antwort lautet nein.*

»Menschen, die ihr eigenes Verschwinden planen, müssen sich nicht unbedingt umbringen wollen«, erwiderte ich. »Manchmal haben sie einfach nur vor, noch einmal von vorn anzufangen und ihrem alten Leben den Rücken zu kehren.«

»Dad ganz sicher nicht.«

»Manchmal tun sie es ihrer Familie zuliebe.«

»Welchen Vorteil hätte Mum davon gehabt?«

»Genau das ist es ja: Wir wissen nicht, was in der Akte stand. Er könnte geglaubt haben, dass er Sie alle aus der Gefahrenzone holt, indem er untertaucht.«

Sie schwieg, war aber eindeutig nicht überzeugt. Ich verstand ihre Hilflosigkeit und auch, dass sie bezweifelte, er könne freiwillig verschwunden sein. Andererseits wusste sie besser als jeder andere, dass man keine Möglichkeit außer Acht lassen durfte.

»Und finanziell war alles in Ordnung?«

»Bestens. Er hatte zwar die Beratertätigkeit angenommen, um die Küchenrenovierung schneller bezahlen zu können, aber sie hätten es auch so geschafft. Nach fünfunddreißig Jahren bekam er eine gute Pension.«

»Gab es Probleme zwischen den beiden?«

»Sie verstanden sich blendend.«

»Hätten sie es Ihnen erzählt, wenn das nicht so gewesen wäre?«

»Sie verstanden sich *blendend*«, wiederholte sie. Als sie die Hände mit gespreizten Fingern auf den Tisch stützte, schlug der Ehering leise auf die Platte.

»Schon gut«, meinte ich. »Aber hätten sie es Ihnen anderenfalls gesagt?«

Kurz huschte ein Lächeln über ihr Gesicht, als ihr klar wurde, dass ausnahmsweise sie vernommen wurde. »Mum – ja. Dad war da zurückhaltender. Er hat alles mit sich selbst abgemacht.«

Das kommt mir bekannt vor, dachte ich. *Klingt nach Craw.*

»Haben Sie Geschwister?«

»Einen Bruder. Carl.«

»Wo wohnt er?«

»Er hat vor acht Jahren eine Australierin kennengelernt und ist 2010 nach Sydney ausgewandert. Ich kann etwas über Skype arrangieren«, antwortete sie. Wie wir allerdings beide wussten, machte es sein Wohnsitz auf der anderen Seite der Erdkugel höchst unwahrscheinlich, dass er uns weiterhelfen konnte oder, noch schlimmer, womöglich etwas mit der Sache zu tun hatte. Als wollte sie diesen Gedanken bestätigen, fügte sie hinzu: »Er war seit seinem Umzug nicht mehr in Großbritannien.«

»Gut. Wo haben Sie Vermisstenanzeige erstattet?«

»Nach Mums Anruf bin ich sofort zu ihr und habe sie nach Newton Abbot gefahren. Der Polizist vor Ort war ein Typ namens Reed. Iain Reed.« Sie hielt inne und sah zu, wie ich mir den Namen notierte. Inzwischen war es so still im Raum, dass ich die Mine des Stifts über das Papier gleiten hörte. »Er schien recht aufgeweckt zu sein und versprach, sich überall umzuschauen. Doch dann, ein paar Wochen später, rief er mich an, und mir wurde klar, dass die Suche bereits im Sande verlief. Sie hatten Fingerabdrücke im Haus

und eine DNA-Probe sichergestellt, Dads Auto überprüft, mit Freunden gesprochen, auch mit Derek Cortez und allen anderen, die womöglich Informationen hätten beitragen können – ohne die Spur eines Ergebnisses. Also habe ich selbst herumtelefoniert und bei Cortez angefangen.«

»Wie schätzen Sie ihn ein?«

»Es war außerdienstlich. Also konnte ich ihn schlecht in ein Verhörzimmer stecken und die Wahrheit aus ihm herausprügeln. Ich musste mich auf mein Bauchgefühl verlassen. Doch meiner Ansicht nach ist Cortez sauber. Der Mann ist in Ordnung, ein Polizist der alten Schule, der sich vermutlich während seiner gesamten Dienstzeit nicht aus dem Fenster gehängt hat. Ich glaube wirklich nicht, dass er in die Angelegenheit verwickelt ist – abgesehen von seiner Vermittlung von Dad an die Polizei von Devon und Cornwall natürlich.«

»Wusste Cortez, was in der Akte stand?«

»Nein«, erwiderte sie. »Cortez sagte, man hätte ihm die Akten der alten Fälle nie gezeigt, die an Dad geschickt worden waren. Das sei nicht der übliche Dienstweg. Nur Dad habe sie zu sehen bekommen.«

»Klingt das für Sie plausibel?«

»Ja, so funktioniert es. Seine Rolle hat nur darin bestanden, Dads Adresse und eine Empfehlung an seine Kontaktperson bei der CCRU weiterzuleiten. Die hat sich dann persönlich mit Dad in Verbindung gesetzt.«

»Und wer war seine Kontaktperson bei der CCRU?«

»Es war ein DCI Gavin Clark.«

»Haben Sie mit ihm gesprochen?«

»Ja. Er war anders als Cortez, förmlicher. Wahrscheinlich weil er noch im aktiven Dienst ist. Anfangs habe ich ihm nicht verraten, womit ich meine Brötchen verdiene, doch als er mich abwimmeln wollte, habe ich natürlich an seine Kol-

legialität appelliert. »Wir Polizisten müssen einander doch unterstützen. Wir sitzen alle im selben Boot« und so weiter. Irgendwann hatte ich ihn weichgeklopft.« Einen Moment schien es, als habe der Kampfgeist sie verlassen. »Die Sache ist, dass Clark meinem Dad angeblich nie einen einzigen Fall zugeschickt hat.«

Ich fragte erstaunt: »Was?«

»Cortez hat die Empfehlung an Clark weitergegeben. Clark hat mit Dad telefoniert und aus London gute Referenzen erhalten. Er sagte, er hätte gerne auf Dads Erfahrungsschatz zurückgegriffen, doch bevor er ihm Fälle habe zuteilen können, hätten noch einige Formulare unterzeichnet werden müssen.«

»Moment mal. Also hat Ihr Dad letztlich gar nicht an einem Fall der CCRU gearbeitet?«

»Nein.«

»Denken Sie, Clark hat gelogen?«

»Nein, ich glaube nicht, dass er gelogen hat. Cortez sicher auch nicht. Und Dad hätte mich auch niemals angelogen. Außerdem ist ihm der Fall nahegegangen. Das war echt.«

»Können Sie sich vorstellen, dass ihm irgendein alter Fall zugespielt wurde, und zwar *genau* zu dem Zeitpunkt, als er sich bereit erklärt hatte, für die CCRU zu arbeiten? Dass ein *anderer* Polizist ihm eine *andere* Akte geschickt hat? Jemand, der erfahren hat, dass er zur Verfügung steht? Und das direkt unter Clarks Nase?«

Offenbar standen mir die Zweifel ins Gesicht geschrieben. Doch das schien sie nicht aus dem Konzept zu bringen. »Ich glaube nicht, dass er die Akte von jemand anderem aus der CCRU bekommen hat. Es war vermutlich nicht einmal eine CCRU-Akte. Offen gestanden bin ich nicht sicher, ob der Absender überhaupt Polizist war.«

»Wer dann?«

»Möglicherweise ein Zivilist.«

Ich verzog das Gesicht. »Ein Zivilist mit Zugriff auf Polizeiakten?«

»Vielleicht war es ja keine offizielle Polizeiakte.«

Sie hatte nie davon gesprochen, dass Franks eine *Polizeiakte* durchgearbeitet hatte, nur dass es ein alter Fall gewesen war. Dennoch klang es ein wenig an den Haaren herbeigezogen. Wenn nicht Clark die Akte verschickt hatte, dann jemand, der wusste, dass Franks Aufträge als Berater annahm. Ein Unbekannter, der sich genau zu diesem Zeitpunkt an ihn gewandt hatte und der genug Einfluss besaß, um ihn aus dem Ruhestand zu locken. Selbst wenn man die zeitliche Übereinstimmung außer Acht ließ – welcher Zivilist hatte so viel Macht?

Ich ließ es für den Moment darauf beruhen und wandte mich wieder Franks' Vermisstenakte zu. »Warum haben Sie nicht selbst gesucht, nachdem Reed, dieser Ortspolizist, in einer Sackgasse gelandet war?«

Kurz zeigte sich der Ausdruck von Schicksalsergebenheit auf ihrem Gesicht. »Das habe ich doch. Allerdings werden alle Suchanfragen in den Datenbanken überwacht und bewertet. Als ich nach Dads Verschwinden wieder ins Büro kam, wurde ich zu meinem Vorgesetzten zitiert. Ich hatte ihm berichtet, was Dad passiert ist, und er war so nett gewesen, mir deshalb freizugeben. Aber seine ersten Worte lauteten: ›Drucken Sie die Akte Ihres Vaters aus, wenn Sie das nicht bereits getan haben, und behalten Sie eine Kopie. Doch nutzen Sie keine polizeilichen Ressourcen mehr, um ihn zu finden.‹ Ich kann ihm daraus keinen Vorwurf machen. An seiner Stelle hätte ich genauso reagiert. Ein persönlich betroffener Polizist auf einem Privatkreuzzug ist eine Gefahr.«

»Also haben Sie einfach aufgehört?«

»Nein. Ich habe mit allen Personen gesprochen, die Sergeant Reed bereits vernommen hatte, und das ganze Dorf abgeklappert, für den Fall, dass jemand etwas beobachtet hatte. Ich habe Mums und Dads Haus durchkämmt, ihre Finanzen, ihr gesamtes Leben – nur, dass ich das meiste davon aus der Entfernung erledigen musste. Ich habe versucht, so oft wie möglich nach Devon zu fahren, aber es hing von meinen Schichten ab und auch von den Fällen, die mir zugewiesen wurden. Wenn ich selbst nicht vor Ort sein konnte, habe ich mit Reed telefoniert. So ging das bis vor etwa einem Monat, als klar wurde, dass die Suche nach Dad im Sand verläuft. Ich weiß noch, wie ich vor drei Wochen in Devon war und Mums Gesicht sah. Und da wurde mir plötzlich klar, dass wir in einem Jahr, in zwei Jahren und auch in fünf oder zehn weiterhin auf der Stelle treten würden.« Sie blickte von der Akte auf und mich an. »Bevor ich zurückgepfiffen wurde, habe ich die Datenbank von oben bis unten durchgeackert und nichts entdeckt. Gar nichts. Ich war mit meinem Latein am Ende. Und auch mit meinen Möglichkeiten. Also habe ich alles eingesammelt, was ich hatte – nicht sehr viel, wie Sie sehen können –, und Sie angerufen.«

»Warum mich?«

»Was soll das heißen?«

Ich lächelte, weil sie meine Frage sehr wohl verstanden hatte. »Vor anderthalb Jahren haben Sie mir gedroht, Sie würden es sich zur Lebensaufgabe machen, mich in den Knast zu stecken.«

Sie nickte. »Schauen Sie, inzwischen gibt es einige Ex-polizisten, die als private Ermittler arbeiten. Ich hätte auch einen von denen ansprechen können. Doch bei der Londoner Polizei herrscht Inzucht. Ich brauchte jemanden von außen, der keinerlei Verbindung zu unserem Verein hat und den ich kenne ...« Sie hielt inne und legte sich ihre Worte

sorgfältig zurecht. Aber ich sah schon, worauf es hinauslief. Die Suche nach Leonard Franks war streng nach Vorschrift gehandhabt worden – und nun war es Zeit, andere Saiten aufzuziehen. »Ich billige Ihre Vorgehensweise nicht unbedingt und darf sie als Polizistin eigentlich auch nicht dulden. Doch als Zivilistin, als Tochter, bin ich an einem Punkt angelangt, wo mich das nicht mehr im Geringsten interessiert. Sie wissen, wie man Vermisste aufspürt. Sie kennen sich gut in Devon aus. Und Sie sind erfolgreich, ganz gleich, was man von Ihren Methoden auch halten mag. Außerdem sind Ihnen Menschen wichtig. Und genau so jemanden brauche ich jetzt.«

Ich blätterte noch einmal die Akte durch. Die Vermisstenanzeige war das einzig Offizielle darin, den Rest hatte Craw selbst zusammengetragen. Schließlich stieß ich auf Franks' Telefonrechnungen.

»Was ist denn aus dem Mobiltelefon Ihres Vaters geworden?«, erkundigte ich mich.

»Das hat er zu Hause gelassen.«

»Und seine Brieftasche?«

Die Antwort stand ihr ins Gesicht geschrieben. »Auch.«

Noch mehr Sackgassen, hinzuzufügen zu der Liste derer, in denen sie in den letzten neun Monaten gelandet war.

»Und die Akte enthält sämtliche Informationen, die Sie haben?«

»Alles.«

Ihr Blick ruhte auf mir, und es war, als würden ihre Gedanken auf mich übertragen. Sie hatte Klartext geredet. Und nun fragte sie sich, ob sie das Richtige getan hatte.

Nach einer Weile ergriff sie wieder das Wort. »Ich kann Ihnen keine polizeilichen Quellen zur Verfügung stellen. Wenn Sie mich erreichen wollen, rufen Sie mich privat an, nicht auf dem Festnetz im Büro. Ich möchte nicht wissen,

wie Sie vorgehen, woher Sie Ihre Infos haben oder mit wem Sie sprechen. Mich interessiert nur das Schicksal meines Vaters.«

»Wohnt Ihre Mutter noch in Devon?«

»Nein.« Craw schüttelte den Kopf. »Sie lebt bei mir.«

»Hier in London?«

»Das Haus wurde ihr zu still, zu groß und zu beängstigend. Also habe ich sie vor zwei Wochen zu mir geholt. Ich sah keine andere Lösung. Das Haus in Dartmoor haben wir zum Verkauf angeboten und suchen nun etwas für sie in der Stadt.«

»Ich muss mit ihr reden.«

Sie wies mit dem Kopf auf die Akte. »Ganz hinten steht eine Liste von Telefonnummern, auch die Mobilfunknummer von Mum. Sie weiß, dass ich mich heute mit Ihnen treffe. Doch wenn es Schwierigkeiten gibt, wenden Sie sich an mich. Ich halte es für besser, dass ich bei dem Gespräch nicht dabei bin. Sicher empfindet sie genauso.«

Ich nickte. Mein Respekt vor Craw wuchs ein wenig. Sich von dem Fall zurückzuziehen, das widersprach sicher allen ihren Gefühlen als Tochter ebenso wie ihrem Berufsethos als Polizistin. Und dennoch war es die richtige Entscheidung, und sie war scharfsinnig genug, um das zu erkennen. Sie hatte mich um meine Einschätzung gebeten, und die würde sie auch bekommen. Allerdings nicht zu ihren Bedingungen und auch nicht auf der Grundlage der Schlussfolgerungen, die sie bereits im Zusammenhang mit dem Verschwinden ihres Vaters gezogen hatte.

»Was ist mit Ihren Kindern und Ihrem Mann?«, fragte ich.

»Was soll mit ihnen sein?«

»Lohnt es sich, mit ihnen zu sprechen?«

»Das können Sie natürlich, wenn Sie wollen, auch wenn ich es für Zeitverschwendung halte. In der Nacht, als Dad

mir gegenüber den Fall erwähnt hat, war keiner von ihnen auf der Veranda. Und als ich in den Tagen nach seinem Verschwinden in Dartmoor war, ist Bill hier in London geblieben und hat sich um die Mädchen gekümmert. Wenn sie möchten, Sorge ich dafür, dass alle zu Hause sind, damit Sie mit ihnen reden können. Doch offen gestanden wären Sie bei den Kollegen, die fünfunddreißig Jahre mit Dad zusammengearbeitet haben, an der besseren Adresse, falls Sie Leumundszeugen brauchen. Und wenn Sie rauskriegen wollen, was am Tag seines Verschwindens genau geschah und was sich zu diesem Zeitpunkt wirklich in seinem Leben getan hat, gibt es meiner Ansicht nach nur einen Ansprechpartner.«

»Ihre Mutter.«

Sie nickte.

»Okay«, sagte ich. »Noch etwas. Die Leute werden wissen wollen, für wen ich arbeite. Inzwischen ist mir klar, dass Sie die Sache nicht an die große Glocke hängen möchten, und ich verstehe auch die Risiken. Aber ich muss den Leuten einen Namen nennen, um etwas von ihnen zu erfahren. Das vereinfacht die Sache. Wie wollen Sie es also angehen?«

»Wahrscheinlich werden Sie behaupten müssen, dass Mum Ihre Auftraggeberin ist.«

»Ist sie darüber informiert?«

»Ja.«

»Gut. Wie heißt sie mit Vornamen?«

»Ellie.«

Ich schrieb es auf. »Ich halte Sie auf dem Laufenden.«

»Danke«, erwiderte sie. Allerdings war ihrem Gesichtsausdruck nur wenig von dieser Dankbarkeit anzumerken. Sie hatte sich mir geöffnet – nun ratterte der Rollladen wieder nach unten.

Als ich aufstehen wollte, hob sie die Hand.

»Ich würde gerne alles hören, was Sie herausfinden, so un-

wichtig es Ihnen auch erscheinen mag.« Wieder verstummte sie. Über ihr Gesicht huschte ein Ausdruck, den ich bei jedem anderen vielleicht als Hilflosigkeit gedeutet hätte. »Er ist jetzt seit zweihundertvierundachtzig Tagen weg. Deshalb habe ich mich mit den Szenarien, die Ihnen nun vermutlich im Kopf herumgehen, längst abgefunden. Ich will nur die Wahrheit.«

Ich nickte noch einmal.

Denn sie wollten alle die Wahrheit. Bis sie sie dann erfuhren.

4

Craw und ich verließen gemeinsam das Gebäude und schlugen verschiedene Richtungen ein, sie am Flussufer entlang und zurück zum Revier in Pimlico, ich nach Nordwesten zum Sloane Square, damit ich auf dem Weg nach Paddington nicht würde umsteigen müssen. Als ich an der Ebury Street die Bahngleise überquerte, hörte ich in meiner Jackentasche das Handy läuten.

»David Raker.«

»Ich bin es«, meldete sich eine Frauenstimme. »Annabel.«
Ich schmunzelte. »Wer?«

»Ha, ha.«

»Wie klappt die Fahrt?«

»Deshalb rufe ich ja an. Wir sitzen jetzt schon seit einer Viertelstunde am Rand von Swindon fest. Offenbar hat es irgendwo einen Unfall gegeben. Es könnte noch ein Weilchen dauern.«

Ich schaute auf die Uhr. Zwanzig nach zwölf.

»Okay«, erwiderte ich. »Stress dich nicht. Schon in Ordnung.«

»Entschuldige, dass ich deinen Zeitplan durcheinanderbringe.«

»Nicht weiter schlimm.«

»Ich rufe dich an, wenn es hier weitergeht.«

»Kein Problem. Ich werde mich bis dahin schon beschäftigen.«

Ich suchte mir einen ruhigen Tisch im hinteren Teil eines Cafés am östlichen Ende der King's Road, bestellte Kaffee und ein Sandwich und nahm dann Leonard Franks' Vermisstenakte aus der Mappe. Es gelang mir, alle Seiten vor mir auszubreiten. Ich zählte insgesamt zweiundfünfzig.

Der eigentliche Bericht füllte nur sechzehn dieser Seiten. Den Rest hatte Crow in den Wochen und Monaten nach dem Verschwinden ihres Vaters hinzugefügt: Aussagen, Versicherungsunterlagen, eine Aufstellung der Finanzen für das Jahr davor und weitere für die folgenden neun Monate. Ich konzentrierte mich auf den Zeitraum danach.

Offenbar hatte sie nachgesehen, ob es in den Monaten, seit er vermisst wurde, zu Abweichungen gekommen war. Merkwürdigen Einzahlungen auf das gemeinsame Konto ihrer Eltern, ungewöhnlichen Ausgaben – eindeutig in der Hoffnung, auf Hinweise darauf zu stoßen, dass ihr Vater seitdem Geld abgehoben hatte. Oder auf seinen Aufenthaltsort. *Auf eine Erklärung dafür, wie, zum Teufel, er nicht von einem Gang zum Holzschuppen hatte zurückkehren können.* Während ich weiter über diesen letzten Gedanken nachgrübelte, fiel mir plötzlich ein, in welche Worte Crow die Ereignisse des 3. März gekleidet hatte.

Es war, als hätte er sich in Luft aufgelöst.

Die Umstände, unter denen Franks verschwunden war, waren mehr als eigenartig und brachten mich ins Grübeln. Vom Haus bis zum nächsten Nachbarn waren es andert-

halb Kilometer. Das Haus lag so einsam, dass man ein Auto schon fünf Minuten hören konnte, bevor man es sah. Und dennoch hatte seine Frau, als sie ihn suchen gegangen war, keine Spur von ihm entdeckt. Die Moorlandschaft hatte ihn einfach verschluckt. *Keine Menschen. Keine Autos.*

Kein Ehemann.

Ich schob den Gedanken beiseite, weil ich mich nicht davon ablenken lassen wollte, denn mir war noch eine andere, eher pragmatische Idee gekommen: Wenn Franks aus irgendeinem Grund sein eigenes Verschwinden geplant hatte, verfügte er aufgrund seines Berufs über die Fähigkeit, keine Spuren zu hinterlassen – weder draußen auf dem Moor noch in den zurückgebliebenen Unterlagen.

Das Material in meinen Händen schien diese Theorie zu stützen. Craw hatte die Ränder von Franks' Kontoauszügen aus dem Jahr vor dem 3. März mit Anmerkungen vollgekratzelt. Dasselbe galt für Bescheide über die Pension ihres Vaters, von der immer wieder größere Summen abgezwickelt worden waren, um Renovierungsarbeiten zu bezahlen. Doch in den neun Monaten danach, also vom 3. März bis jetzt, hatte sie entweder nichts entdeckt oder den Biss verloren. Vermutlich lief es auf ein wenig von beidem hinaus: Vor Leonard Franks' Verschwinden konnte man die Wellenbewegungen seiner privaten Gewohnheiten schwarz auf weiß nachvollziehen; danach war das Meer spiegelglatt – es wurde kaum Geld abgehoben, Kontenbewegungen fanden nur noch selten statt. Alle waren von Ellie Franks veranlasst worden. Also handelte es sich um klare Hinweise darauf, dass ihr Vater fort war. Ich beschloss, die Finanzen zu Hause noch einmal gründlicher unter die Lupe zu nehmen, auch wenn mein Bauchgefühl mir sagte, dass das vergebliche Liebesmüh sein würde.

Wenn es nicht gerade um Bankkonten, Pensionszahlungen, Versicherungsverträge und Buchführung ging, war

Craws Verstand einer Ermittlerin hingegen auf Hochtouren gelaufen. Das erinnerte mich daran, wie gut sie in ihrem Beruf war, und die Einblicke in ihre Vorgehensweise waren faszinierend: Telefonrechnungen mit Einzelverbindungsanzeigen für Mobiltelefon und Festnetz; ein getippter Lebenslauf, der die Karriere ihres Vaters bei der Polizei schilderte; eine Liste von Dorfbewohnern und Mitschriften von Gesprächen, die sie mit ihnen geführt hatte; ihre Eindrücke von Derek Cortez, dem pensionierten Polizisten, der Franks den Vorschlag gemacht hatte, an unaufgeklärten Fällen zu arbeiten. Und dann, zu guter Letzt, auch eine Einschätzung von DCI Gavin Clark, Franks' zukünftigem Kontaktmann bei der CCRU.

Allerdings war es Craw zwar gelungen, in die Breite zu ermitteln – indes die Tiefe fehlte. Natürlich war es möglich, dass die Akte des alten Falls gar nicht hinter seinem Verschwinden steckte und dass einer der zahllosen Täter, nach denen ihr Vater während seiner fünfunddreißig Jahre bei der Londoner Polizei gefahndet hatte, zurückgekehrt war, um sich an ihm schadlos zu halten. Vielleicht hatte auch einer der Dorfbewohner gelogen – oder Cortez, und sie war diesen Unwahrheiten aufgesessen. Er hätte einen Unfall haben können. Womöglich lag seine Leiche irgendwo in einem Graben und wartete darauf, dass jemand über sie stolperte.

Bei einem Vermisstenfall war nichts undenkbar.

Doch tief in meinem Innersten hatte ich Schwierigkeiten, mir die meisten dieser Szenarien vorzustellen – abgesehen vielleicht von der Möglichkeit, dass er tot sein könnte. Ganz gleich, wie die Antwort auch lauten mochte, war mein erster Eindruck, dass dieser letzte Fall der Schlüssel war. Und dass Franks' Verschwinden für die Dorfbewohner, Cortez und Clark einen ebensolchen Schock bedeutete wie für Craw, ihre Mutter und ihre Familie.

Als ich die Telefonrechnungen überflog, war mir klar, dass die Nummern allein mir nicht viel sagen würden. Dass einige der von Franks erhaltenen und getätigten Anrufe in den Monaten vor seinem Verschwinden Londoner Vorwahlen hatten, war nicht weiter verwunderlich. Ebenso wenig wie die Tatsache, dass es sich bei den anderen um Nummern in Devon handelte. Immerhin hatte er die letzten beiden Jahre seines Lebens in einem Haus in Dartmoor verbracht und sicher dort und in der näheren Umgebung Freundschaften geschlossen. Und da er in den sechzig Jahren davor in London gelebt und gearbeitet hatte, erstaunte es mich nicht, dass in beiden Telefonrechnungen Anrufe in die Hauptstadt überwogen.

Allerdings wiederholten sich Craws detaillierte Anmerkungen an den Rändern der Kontoauszüge und Finanzunterlagen nicht auf den Telefonrechnungen. Entweder hatte sie es nicht für wichtig gehalten, was mir unwahrscheinlich vorkam. Oder man hatte sie, als sie gerade bei den Telefonunterlagen angelangt gewesen war, von ihren privaten Ermittlungen zurückgepiffen. Ich erinnerte mich an ihre Äußerung über ihren Vorgesetzten. Er habe sie davor gewarnt, Franks unter Zuhilfenahme des Polizeiapparats zu suchen. Vermutlich hatte er ihr auf die Finger geklopft, als sie gerade die Telefonrechnungen in Angriff nehmen wollte.

Craw war selbst Leiterin eines Teams und außerdem eine knallharte Realistin. Also hatte sie die Beweggründe ihres Chefs sicher verstanden: Er wollte verhindern, dass sie sich von einem Fall ablenken ließ, der nicht in den Zuständigkeitsbereich der Londoner Polizei fiel. Und dennoch hatte es bestimmt wehgetan. Sie war zornig und verbittert gewesen, weil man ihr nicht gestattete, der Sache in ihrer Freizeit nachzugehen. So seltsam es auch klingen mochte, war das vielleicht der Grund, warum sie schließlich mich um Hilfe

gebeten hatte. Ich war ein mitfühlender Mensch, der bei der Polizei einen denkbar schlechten Ruf genoss. Ich war aufrichtig, und ihre Kollegen lehnten alles ab, wofür ich stand. Also war es gewissermaßen ein Akt der Rebellion, sich an mich zu wenden, selbst wenn ihre Vorgesetzten nie davon erfuhren.

Ich griff zu meinem Handy und blätterte das Telefonbuch bis zum Buchstaben S durch. S stand für Spike. Er war ein alter Informant aus meinen Zeiten als Journalist, ein russischer Hacker, der mit einem abgelaufenen Studentenvisum hier lebte. Als ich noch bei der Zeitung gearbeitet hatte, hatte ich seine Dienste oft in Anspruch genommen. Ein einziger Anruf genügte, und er verschaffte mir Zugang zu jedem Netzwerk und schmuggelte so viele Daten heraus, wie ich beehrte. Inzwischen beschäftigte ich ihn nur noch, wenn ich einen Vermissten aufspüren wollte, doch ich gab mich, was die Natur seiner Tätigkeit anging, keinen Illusionen hin. Und ich war mir dessen bewusst, dass ich mich strafbar machte, wenn ich ihn um Hilfe bat.

»David«, sagte er, als er das Gespräch annahm.

»Wie läuft's denn so, Spike?«

»Spitze, Mann. Und bei dir?«

»Bestens«, erwiderte ich. »Ich brauche Hilfe bei einem Handy.«

»Soll ich dir die Rechnung besorgen?«

»Nein, die Rechnung habe ich schon. Was mir fehlt, sind die Namen und Adressen, die sich hinter den Nummern auf der Rechnung verbergen. Wenn ich ein paar davon einscane und dir maile, könntest du mir dann die Einzelheiten zu den eingegangenen und getätigten Anrufen organisieren?«

»Namen und Adressen zu jeder Nummer? Ein Kinderspiel.«

»Das war die richtige Antwort.«

Er lachte. »Um wie viele Nummern geht es denn?«

»Dreizehn Monate in zwei Chargen. Charge eins bezieht sich auf November und Dezember 2012 und Januar und Februar 2013 bis zum dritten März. Die zweite betrifft die Zeit, seit mein Kandidat abgängig ist, also vom vierten März bis ... tja, vermutlich heute: zwölften Dezember.«

Ich rechnete nach seinem Verschwinden am 3. März nicht mehr mit vielen eingegangenen Anrufen. Wahrscheinlich kamen die meisten von Freunden, die noch nichts ahnten und sich einfach kurz melden oder eine Verabredung treffen wollten. Dass keine Anrufe getätigt worden waren, stand für mich fest. Denn ganz gleich, was aus ihm geworden sein mochte, er hatte sein Mobiltelefon ja zurückgelassen.

»Wenn alles fertig ist, gebe ich dir den Code von meiner Bank«, meinte Spike.

Spikes Bank war ein Spind in seinem Fitnessstudio. Ich bedankte mich, legte auf und machte mich sofort auf die Suche nach der nächsten Nummer in meinem Telefonbuch: Ewan Tasker.

»Task« war ebenfalls ein alter Kontaktmann aus meinen Zeitungstagen, ein Polizist im Vorruhestand, der für die National Criminal Intelligence Agency gearbeitet hatte. Ihre Nachfolgerin SOCA, die National Crime Agency, war die neueste Inkarnation dieser Behörde. Damals hatten wir uns auf eine einvernehmliche Abmachung geeinigt: Er spielte mir Storys über das organisierte Verbrechen zu, die er aus irgendwelchen Gründen in der Presse sehen wollte. Und als Gegenleistung bekam ich sie exklusiv. Außerdem freundeten wir uns im Laufe der Zeit miteinander an, und als ich den Journalismus an den Nagel hängte, um meine kranke Frau während ihres letzten Lebensjahrs zu pflegen, hielten wir den Kontakt. Inzwischen hatte ich nicht mehr viel zu bieten, wenn ich seine Hilfe brauchte, und musste meine

Sünden deshalb bei einem jährlichen Golfturnier abbüßen, zu dem er mich verdonnerte, mir das Geld abknöpfte und dafür Gelegenheit erhielt, sich über meine miserablen Schläge halb tot zu lachen.

»Raker!«, sagte er, als er an den Apparat kam.

»Wie geht es dir, Task?«

»Nun, die gute Nachricht ist, dass ich noch lebe.« Obwohl schon Mitte sechzig, war Tasker ein Bär von einem Mann und außerdem einer der klügsten Menschen, die ich kannte. »Ist schon eine Weile her, alter Freund.«

»Ich weiß. Tut mir leid.«

»Braucht es nicht«, erwiderte er. »Ich versinke bis zu den Eiern in Arbeit, habe also genauso viel Schuld wie du. Eigentlich sollte ich ja nur eine Dreitageweche haben, doch das klappt offenbar nicht so recht.«

»Bestimmt leidet dein Handicap schrecklich darunter.«

»Willst du mich auf den Arm nehmen? Am neunzehnten Loch bin ich noch immer ungeschlagen. Apropos, ich hoffe, du hast den Achtundzwanzigsten nicht vergessen. Regen, Graupel oder Schnee, du trittst an, Raker.«

In diesem Jahr fand das Wohltätigkeitsturnier kurz nach Weihnachten statt.

»Es ist in mein Gedächtnis eingemeißelt, Task.«

»Das weiß ich«, entgegnete er. »Also, was gibt es Neues?«

Ich schilderte ihm das Verschwinden von Leonard Franks und wie der Fall bei mir gelandet war. Dann kam ich auf den Punkt. »Ich habe hier eine Vermisstenakte, in der nichts steht. Nichts über seine finanzielle Situation, keine Merkwürdigkeiten, keine Alarmzeichen. Jemand wirft für mich einen Blick in seine Telefonunterlagen, aber ich hatte gehofft, du könntest für mich rauskriegen, an welchem Fall er zuletzt gearbeitet hat.«

»Geht es etwa um *den* Leonard Franks?«

»Ja. Kennst du ihn?«

»Flüchtig. Ich habe Gerüchte aufgeschnappt, dass er verschwunden ist.«

»Was hast du sonst noch aufgeschnappt?«

»Nichts Verdächtiges. Ich glaube, die Leute waren einfach nur überrascht. Er war ... über dreißig Jahre bei unserem Verein, richtig? Dadurch wird man automatisch zu einer kleinen Berühmtheit.«

»Was hältst du von ihm?«

»Er hatte einen guten Ruf und war beliebt.«

»Hast du ihn bewertet?«

»Ja klar. Franks war eine absolut ehrliche Haut, also gab es da keinen Spielraum für Leute, die ermitteln wollten wie im Hollywoodfilm. Aber wer sich an die Regeln hielt, konnte auf seine volle Unterstützung zählen. Hast du irgendwelche Hinweise, was ihm zugestoßen sein könnte?«

»Ich habe gerade erst angefangen, also ist das Bild noch recht unklar. Doch einer Sache bin ich mir ziemlich sicher: Die Akte war der Anlass für sein Verschwinden.«

»Seine Tochter ist bei der Londoner Polizei, sagst du?«

»Richtig.«

»Und ihr Chef hat ihr in Sachen Datenbankrecherche einen Dämpfer aufgesetzt?«

Ich wusste, worauf er hinauswollte. Alles wurde kontrolliert und abgespeichert, was hieß, dass Tasker eine Spur hinterlassen würde, sobald er sich in die Datenbank einklinkte. Und das war gefährlich, wenn man bedachte, dass Craw ihren Boss und möglicherweise noch andere Kollegen, was Datenbankrecherchen in Sachen Leonard Franks anging, in Alarmbereitschaft versetzt hatte. Ich erinnerte mich an Craws Worte über Reed, den Polizisten, der die ursprüngliche Vermisstenakte angelegt hatte. Er hatte den Fall, mit dem Franks beschäftigt gewesen war, nicht gefunden. Und



Tim Weaver

Erkenne deine Schuld

Thriller

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 576 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-48268-9

Goldmann

Erscheinungstermin: Mai 2015

Leonard Franks genießt nach einer beispielhaften Karriere im Polizeidienst seinen Ruhestand. Er lebt mit seiner Frau im einsamen Dartmoor. Doch eines Abends findet diese Idylle ein jähes Ende. Leonard geht nach draußen, um Feuerholz zu holen – und verschwindet spurlos. Verzweifelt wendet sich seine Familie an David Raker, Spezialist für Vermisstenfälle, ein Mann, der bekannt dafür ist, Licht ins Dunkel zu bringen. Dieses Mal jedoch führen ihn seine Ermittlungen zu einem Geheimnis, das seit Jahrzehnten gehütet wird. Und Raker muss sich schließlich fragen, ob manche Dinge nicht lieber im Dunkel bleiben sollten ...



Der Titel im Katalog